

■ ANNIKA RAAPKE

Zusammen sind wir schwach?

Kranke Körper und Vergemeinschaftung in der französischen Karibik des 18. Jahrhunderts

Als Médéric Élie Moreau de Saint-Méry in den 1780er Jahren seine Beschreibungen der französischen Karibikkolonie Saint Domingue verfasste, beschäftigte er sich unter anderem mit dem, wie er fand, gänzlichen Fehlen eines Gemeinschaftsgefühls unter den weißen Bewohnern der Kolonie. Moreau de Saint-Méry zufolge führten die meisten *habitants*, die Europäer waren oder europäische Wurzeln hatten, ein mehr oder weniger isoliertes Leben. Sie fanden kein Vergnügen an Geselligkeit, suchten einander nicht auf und zeigten nur wenig Interesse an den Belangen ihrer Nachbarn.¹ In den unzähligen Briefen aus der Karibik (und aus vielen anderen Teilen der Welt), die in den Kapergutbeständen der britischen Admiralität in den National Archives des Vereinigten Königreichs lagern² und die diesem Artikel zugrunde liegen, zeichnet sich ein differenzierteres, aber durchaus nicht unähnliches Bild ab. Männer und Frauen aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten berichteten einerseits zwar von kolonialer Geselligkeit z. B. in Tanzveranstaltungen oder Versammlungen. Andererseits betonten sie immer wieder die fundamentalen Differenzen zwischen Europäern und Kreolen. Im Kontext der französischen Karibik des 18. Jahrhunderts bedeutete »Kreole« schlicht »in der Kolonie geboren« und bezeichnete vor allem die weiße Kolonialbevölkerung, deren Eltern oder Großeltern aus Europa in die Kolonien ausgewandert waren, und die sich stark von den neu eingewanderten oder eingereisten EuropäerInnen abgrenzte (und abgegrenzt wurde). Somit waren es die unterschiedlichen Gruppen der Kolonisten, die einander mit Misstrauen und Ablehnung begegneten oder sich gar schlankweg der Unehrenhaftigkeit be-

9

- 1 Médéric Louis Élie Moreau de Saint-Méry, *Déscription Topographique, Physique, Civile, Politique, et Historique de la Partie Française de L'Isle de Saint-Domingue*, Philadelphia/Paris/Hamburg 1789. Moreau de Saint-Méry zeigte sich angenehm überrascht von der Gemeinde Torbec, deren Bewohner sich tatsächlich zu freuen schienen, wenn sie im örtlichen Pflanzerklub Zeit miteinander verbringen konnten. Moreau de Saint-Méry, *Déscription*, S. 699. Siehe auch John D. Garrigus, *Before Haiti. Race and Citizenship in French Saint-Domingue*, New York 2006, S. 28.
- 2 Die Überlieferung der Briefe ist dem Zufall zu verdanken. Zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert verfolgte die britische Admiralität im Rahmen ihrer Seekriegsführung eine strikt geregelte Kaperpolitik. Vermeintlich oder potenziell feindliche Schiffe wurden im Auftrag der Krone gekapert, wobei jeder kapernde Kapitän unter Eid verpflichtet war, streng zu überwachen, dass alles an Bord des gekaperten Schiffes befindliche Schriftgut (das aus nahezu allen Ecken der Welt stammen konnte) unverzüglich und vollständig konfisziert wurde. Dieses Schriftgut wurde zur Identitätsbestimmung des gekaperten Schiffes herangezogen und somit Teil der gerichtlichen Dokumentation. Dies bedeutete, dass nicht nur Logbücher und Schiffspapiere, sondern auch mitreisendes Schriftgut, wie lose Briefe oder ganze »Postsäcke«, Notizbücher, Kritzeleien etc. in den Besitz der Admiralität übergingen, wo sie jahrhundertlang ohne jegliche Selektion verblieben. Die hier besprochenen französischen Briefe wurden somit auf ihrem Weg aus der Karibik nach Europa abgefangen. Keiner von ihnen hat jemals (höchstens in Form eines Duplikats) sein Ziel erreicht.

zichtigten. Der französische Soldat Milcent etwa, der den Brief an seine »liebe Maman« einem schreibgewandteren Kameraden diktierte, beklagte die Arroganz einer Bevölkerung, der die französische Krone die Ehrlosigkeit praktisch auf den Leib attestiert hatte: »Und all die Weißen, die aus Frankreich kommen, die sind alle mit der Justiz ihrer Länder überworfen, und zum Großteil ausgepeitscht und gebrandmarkt worden, das sind alles habitants³, die so unverschämt gegenüber den Soldaten sind.«⁴ Mme De Boissarenon aus Saint Domingue wiederum schrieb ihrer Freundin Mme Langebert auf der Île de Ré:

»Wenn ich eine Feindin hätte, so würde ich sie verleiten, an diesen elenden Ort ohne Gewissen und ohne Religion zu reisen, wo der Vater den Sohn und der Sohn seinen Vater zerstört, die Ehemänner ihre Frauen; all die armen Frauen müssen alle Arten von Verruf ertragen, denn dies ist das elendste Land, das man je gesehen hat.«⁵

IO

Wie viele andere BriefschreiberInnen beklagte Mme de Boissarenon Isolation und Einsamkeit. Ein junger Mann namens Gérard aus Saint Domingue behauptete gar 1755 in einem Brief an seinen Freund Tournez, er lebe »zurückgezogen in einer Ecke, & abgestoßen von jedermann.«⁶ In all diesen Briefen entstand ein düsteres Bild kolonialer bzw. kolonialistischer Gemeinschaft bzw. »Nicht-Gemeinschaft«. Doch auch wenn viele BriefschreiberInnen das koloniale Zusammenleben in ähnlich vernichtender Weise behandelten, tauchen doch immer wieder Aspekte in ihren Briefen auf, die auf Angebote der Vergemeinschaftung, sogar der Zusammengehörigkeit hinweisen, die quer zu den sonst ubiquitären Annahmen unüberwindbarer Differenzen lagen. Solche Momente der Vergemeinschaftung beruhten auf einer gemeinsamen, fundamentalen Gewissheit: Der Gewissheit, dass europäische Körper, anders als indigene Körper und noch weit weniger als afrikanische Körper, nicht in die Karibik gehörten. Dieses ist einerseits kaum erstaunlich, war doch die Annahme, dass fremde Umgebungen jeglicher Art für den Körper generell ungünstig oder gar gefährlich sein konnten, ein Grundprinzip der meisten europäischen Medikalkulturen des 18. Jahrhunderts. Andererseits jedoch erhoben die EuropäerInnen, deren Briefe hier im Zentrum stehen, auf Basis ihrer europäischen Herkunft und ihrer weißen, europäischen Körper völlig selbstverständlich Anspruch darauf, an der Kolonialisierung und Ausbeutung der karibischen Inseln teilzuhaben.

In diesem Artikel soll zum einen mithilfe ausführlicher Briefanalysen untersucht werden, inwiefern die Thematisierung von Krankheitserfahrungen, der Bedrohung durch Krankheit und körperliche Schwäche für europäische BriefschreiberInnen in der französischen Karibik des 18. Jahrhunderts, sowie für ihre Leserschaften in Europa, ein intelligibles Gemeinschafts-

3 *Habitants* meint im zeitgenössischen Sprachgebrauch weniger »Einwohner« im generellen Sinn als oftmals »Bürger« oder auch Pflanzer, Besitzer einer *habitation*.

4 Alle im Folgenden zitierten Briefe lagern in den britischen National Archives, Public Record Office, High Court of Admiralty Collection (HCA) und wurden von der Verfasserin aus dem französischen Original übersetzt. »et tous les blancs qui viennent de France, ils sont tous brouillés avec la justice de leurs pays, et la plus part ont été fouettés et marqués, ce sont tous habitants, qui sont si insolens vis à vis des soldats«, Milcent an seine Mutter, August 1778, HCA 30/287.

5 »Si j'avais un ennemi je la solisiterais de passer dans ce malleurux androist sans conscience et sans religion le pere detruit son fis le fis detruit son pere les home leur fame toute les pauvre fame sont sujette a toute sorte de medisance ce le plus miserable peis pour cela que jamais l'ont nest veut«, Mme Boissarenon, Saint Domingue, an Mme Langebert, Île de Ré, 9.8.1756, HCA 30/260.

6 »je vis retiré dans un coin & rebutté de tout le monde«, Gérard, Cap Français, Saint Domingue, an Tournez, Bayonne, 20.7.1755, HCA 30/255.

und Vergemeinschaftungsmoment darstellten konnte.⁷ In der Schwäche und Sorge um den Körper, so meine These, lag ein Angebot zur Vergemeinschaftung, welches es Zeitgenossen erlaubte, sich über Selbstbeschreibungen von Krankheit und Unwohlsein in eine Art »Gemeinschaft der Leidenden« einzuschreiben, die letztlich ihre europäischen Zugehörigkeiten bestätigte. Wenn es vor allem Europäer waren, die in der Karibik krank wurden, dann konnte jeder in der Kolonie erkrankte Europäer seiner »Europeanness« versichert sein.⁸ Diese *brieflichen* Vergemeinschaftungsmomente fanden vor allem in Schreiben *nach Europa* statt und müssen daher immer mit Blick auf die europäischen Heimatgesellschaften untersucht werden. Zum anderen soll untersucht werden, inwiefern Krankheitsfälle in den Kolonien ganz konkret, in der alltäglichen Praxis, zu Gemeinschaftsbildungen führten, die den düsteren Einschätzungen der Zeitgenossen bezüglich kolonialen Nicht-Zusammenhalts entgegenstehen. Bevor diese Aspekte behandelt werden, lege ich zunächst dar, inwiefern die Karibik – ebenso wie andere tropische Kolonialregionen, etwa Indien – in der Wahrnehmung vieler Europäer des 18. Jahrhunderts ein Ort war, der besondere Sorge um den Körper erforderte, und wie diese Sorge und die Krankheitserfahrung (meistens nachträglich, wenn die Krankheit bereits überstanden war) in Briefen dargestellt werden konnten. Daraufhin wird im Unterkapitel »Krankheit und Umwelt« die Möglichkeit gemeinschaftlicher Krankheitserfahrung in der Karibik im Kontext zeitgenössischer Medikalkonzepte, insbesondere dem »Revival« hippokratischer Umweltmedizin, diskutiert.

II

Sorge um den Körper

»Sie können sich vorstellen, dass man sehr begierig auf Neuigkeiten von seinen Freunden und seiner Heimat ist, wenn man sich 2000 Lieues entfernt befindet, in einem sehr heißen Klima, wo man nur auf die Heimfahrt wartet«, schrieb der Offizier Pierrard aus Saint Domingue im Juli 1778 an seinen Freund und Kameraden Clermont.

»[D]ie Hitze des Klimas, die schlechte Nahrung und die hohen Preise, die hier für alles zu zahlen sind, werden uns lehren uns zu freuen, wenn der Herr uns eines Tages erlaubt, uns auf der anderen Seite wiederzutreffen. Aber es werden niemals alle zurückkehren, Sie wissen, dass Adam am 03. Januar gestorben ist, der Sergeant Boulet ist es auch, ebenso St. Jacques, Vailliant ist noch sehr krank, Schneyder war es und auch viele andere [...], D'aunis hat uns aus Martinique geschrieben, er berichtet, dass er 24 Männer verloren hat, auch den Offizier Mr. Denoyer, Guadeloupe hat 6 Männer verloren.«⁹

7 Siehe auch Mark Carey, *Inventing Caribbean Climates. How Science, Medicine, and Tourism Changed Tropical Weather from Deadly to Healthy*, in: *Osiris* 26 (2011) 1, S. 129–141.

8 Siehe auch Annika Raapke, *The Pain of Senses Escaping. Eighteenth-Century Europeans and the Sensory Challenges of the Caribbean*, in: Daniela Hacke/Paul P. Musselwhite (Hg.), *Empire of Senses. Sensory Practices and Modes of Perception in the Atlantic World*, Leiden 2017, S.115–139.

9 »qu'on est bien Curieux D'avoir des Nouvelles de ses amis et de sa Patris quand on est a 2000 lieues dans un climat fort chaud et deplus la ou tout tand que pour le retour [...] La Chaleur du Climat la mauvais Nuritur et encor plus la Chertai exorbitante dont tout et ici nous aprandra a juire sy le Dieu des Armais nous permet de nous retrouver a lautre [côté]? Mais jamais se ne retournerons tout vous scavais que adam est mort du 3 Janvier Boulet le Sergent lest aussi St Jaque aussi Vaillient est encor bien malade Schneyder la ete aussi que bien dautre J'avois perdu 4 hommes de notre Comp.e [...], D'aunis nous a Ecrit de la Martinique (...) il nous marqu'on aussi quil on perdu 24

Monsieur Pierrards Erfahrungen – und die seiner Kameraden, für die er hier als »wir« und »uns« mitschreibt – waren keineswegs ungewöhnlich. Die Karibik war im späten 18. Jahrhundert ein Ort, der europäische Körper auf unbekannte Weise auf die Probe stellte. In zeitgenössischen europäischen Diskursen, die sich etwa in Reiseberichten, medizinischen Ratgebern etc. spiegeln, wurde der karibische Kolonialraum als extremes Risiko für Leib und Leben behandelt. Die in diesen Texten präsente Kombination aus dem todbringenden Klima, ungewohnter Ernährung und häufig obskuren Fieber- und Darmerkrankungen, die diversen west- und ostindischen Orten den Beinamen »Europeans' Graveyard« beschert hatten, verschmolz mit anderen karibischen Kalamitäten wie Wirbelstürmen oder Erdbeben zu einer fulminanten Bedrohung, die den abschreckenden Gegenpol zu europäischen Hoffnungen auf schnellen Reichtum und ungebremsen Aufstieg in den sklavereibasierten Zucker- und Kaffeekolonien bildete.

Denjenigen, die dennoch in die Karibik reisen wollten oder mussten, blieb nur, sich noch weitaus mehr als in der Heimat um den Körper zu sorgen und gängige Praktiken der Gesundheitspflege den Anforderungen der neuen Umgebung anzupassen. Ratgeber wie der 1790 erschienene *Medical Advice to the Inhabitants of Warm Climates, on the Domestic Treatment of all the Diseases Incidental Therein: With a Few Useful Hints to New Settlers, for the Preservation of Health, and the Prevention of Sickness*¹⁰ des auf der Karibikinsel Nevis angesiedelten Chirurgen Robert Thomas versuchten, Neuankömmlinge vorzubereiten, indem sie für eines der Kernelemente europäischer Medikalkulturen – nämlich Mäßigung – gleichsam »Tropen-Editionen« ausformulierten. So riet Thomas neben vielen anderen Hinweisen dazu, den Tag früher zu beginnen und zu beenden, Reiten und Spaziergehen sowie anstrengende Arbeit auf die frühen Morgenstunden zu verlegen und das Tanzen ganz zu unterlassen, wenig Fleisch zu essen, da dieses dazu tendiere »to dispose the blood to putrefaction«, und jeden Morgen kalt zu baden. Doch selbst wer kalt badete, wenig Fleisch aß und das Tanzbein stillhielt, konnte den unzähligen Bedrohungen der Kolonien zum Opfer fallen. Manche BriefschreiberInnen stellten Krankheit und Schwäche sogar als einen an die Karibik zu zahlenden »Tribut, von dem kaum jemand ausgenommen ist«,¹¹ dar. Angesichts derartig gnadenloser Forderungen an ihre Körper rückten Kolonialbewohner zusammen, teilten Ratschläge und Erfahrungswissen: Als M. Amelin im Juli 1778 aus Saint Domingue an seine Tochter in Toulouse schrieb, berichtete er ihr unter anderem, dass ein gemeinsamer Bekannter aus Frankreich direkt nach seiner Ankunft in der Karibik bei ihm vorstellig geworden war. Der junge Mann hatte ihm erzählt, dass er plante, zu Fuß durch die Kolonie zu reisen, wovon M. Amelin ihm sogleich abriet, da man sich in der heißen Jahreszeit befände, »wo die Krankheiten für die Neuankömmlinge verhängnisvoll sind.«¹² Formulierung wie »die Neuankömmlinge« deuten darauf hin, dass für europäische Körper in der Karibik gleichsam kollektive oder allgemeingültige Grundannahmen und -erfahrungen von Schwäche und Krankheit bestanden. Insofern war Krankheit in der Kolonie nicht nur ein »Tribut«, sondern zugleich eine Art Initiation.

hommes et Mr Denoyer officier, la guadeloupe na encor perdu que 6 hommes«, Pierrard, Saint Domingue, an Clermont, Saint-Jean-d'Angély, 7.7.1778, HCA 30/303.

10 Robert Thomas, *Medical advice to the inhabitants of warm climates, on the domestic treatment of all the diseases incidental therein*, London 1790.

11 »un tribut dont l'on est guerre exempt«, De Vande, Grande Rivière, Martinique, an De Vande, Bordeaux, 8.3.1756, HCA 30/260, No.201.

12 »la saison chaude ou nous sommes que les maladies étoient funeste pour les nouveaux arrivées«, M. Amelin, Saint Domingue, an Demoiselle Amelin in Toulouse, 13.7.1778, HCA 30/279.

Da es sich bei diesen Quellen um Briefe nach Europa handelt, muss bei ihrer Analyse berücksichtigt werden, dass BriefschreiberInnen oft mit den Krankheitserwartungen und sogar Krankheitszuschreibungen konfrontiert waren, die ihre europäischen Briefpartner an sie richteten. So machte etwa M. Montlevin aus Villeneuve 1747 in einem Brief an seinen Bruder in Saint Domingue seiner Besorgnis über dessen Gesundheit Luft: »Es wird mir unmöglich sein, auch nur einen Moment des Friedens zu genießen, so lange ich Dich in diesem Land weiß, Du magst wohl versuchen, mich zu beruhigen, es wird Dir nicht gelingen.«¹³ Angesichts derartiger Erwartungen konnten Krankheitserfahrungen in der Karibik nicht zuletzt Vergemeinschaftungsangebote der KaribikbewohnerInnen an ihre Bezugspersonen in der europäischen Heimat darstellen. Es ist bemerkenswert, dass gerade junge, ungebundene Männer sich oft für ihre europäische Leserschaft »krank machten«, indem sie drastische Selbstbeschreibungen von Krankheit und Schwäche nach Hause schickten.¹⁴ Der napoleonische Soldat Lalain schrieb 1803 an seine Mutter: »Diese Zeilen sollen Sie über den Zustand meiner Gesundheit informieren, der momentan recht gut ist, aber der trotzdem in Mitleidenschaft gezogen wurde. Vor einigen Tagen erfuhr ich eine so gewaltsame Fieberattacke, dass ich das Bewusstsein verlor.«¹⁵

Ein junger Mann namens Désinçay schrieb 1778 an seine Eltern: »Ich habe eine grausame und sehr langwierige Krankheit durchlitten, da ich drei Monate lang gelebt habe, ohne die Feder zur Hand nehmen zu können.«¹⁶ Die Häufigkeit solcher Selbstbeschreibungen deutet darauf hin, dass Kranksein in der Kolonie auch einen nachträglichen performativen Aspekt hatte, der nach erfolgter Genesung genutzt werden konnte, um Bindungen nach Hause zu stärken, indem das (oft unerwartete) Glück des Überlebens der Krankheit stark gemacht wurde. Die Krankheitserzählungen enthielten oft eine implizite oder auch explizite Begründung dafür, warum sie nachträglich und nicht »live«, inmitten der Krankheitserfahrung, verfasst worden waren – Lalain war bewusstlos, Désinçay zu schwach, um die Feder zu halten. Darstellungen dramatischer Krankheitsverläufe wie die Désinçays und Lalains konnten mit hoher Sichtbarkeit rechnen – manche Briefe wiesen die Empfänger explizit an, Freunden und Verwandten zu Hause von der überstandenen Erkrankung zu erzählen. Andere Verfasser taten alles, um sicherzugehen, dass allen briefkapernden Engländern zum Trotz auf jeden Fall eine Version ihrer Krankheitserzählungen nach Hause gelangte. Der hier vorliegende Brief von Désinçay

13 »qu'il me sera impossible de iouir dun moment de tranquillité tant que ie vous sauray dans ce pais la vous aves beau tacher de me rassurer vous nen viendres pas a bout.« Montlevin (?), Villeneuve, an Montlevin (?), Saint Domingue, 24.7.1747, HCA 30/244.

14 Zu Krankheitserfahrung und Maskulinitäten in der Karibik, sowie zur unterschiedlichen Krankheitsverhandlung von Männern und Frauen siehe auch Annika Raapke, In Gelb! Selbstentwürfe eines Mannes im Fieber, in: Dagmar Freist (Hg.), Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzeitforschung, Bielefeld 2015, S. 243–263; sowie Annika Raapke, The Realm Beyond the Line. European Bodies and the Perils and Pleasures of the Eighteenth-Century French Caribbean, Diss. Universität Oldenburg, 2017.

15 »Ces lignes sont pour vous apprendre l'état de ma Santé, qui est assez bonne dans ce moment, mais elle a cepandant été attérée. Il y a quelques jours j'eus un accès de fièvre tel violent qui me fit perdre connaissance, quand je fus revenu à moi et que j'eus pris un peu de force, le général me fit aller à l'hôpital ou je fus par lui particulièrement recommande, j'y fus soigné et traité comme un officier; après que j'eus pris quelques rafraichissements un vomitif et une médecine, j'en sortis passablement guéri, et depuis un moment, je suis à mon ouvrage comme au paravant«, Lalain, Fort de France, Martinique, an seine Mutter in Frankreich, 11. Floréal, Jahr 11 der Republik bzw. 1.5.1803, HCA 32/995.

16 »j'ai assuié une maladie cruelle et très longue puis que je fus trois mois sans pouvoir mettre la main à la plume«, Désinçay, Martinique, an seine Eltern in Paris, 20.9.1778, HCA 30/286.

etwa ist nach Angaben seines Verfassers der fünfte, der von der Krankheit berichtet. Die »Gemeinschaft der Leidenden« entstand, so scheint es, häufig für die LeserInnen in Europa, für die so die schlimmsten Befürchtungen und Erwartungen über die Karibik bestätigt wurden.

Krankheit und Umwelt

I4

Ob nun für die Kolonie oder für die Bezugspersonen in Europa: In den Pathologisierungen des eigenen Körpers als »karibisch geschwächt« und erkrankt schrieben sich viele BriefschreiberInnen in die Erfahrungswelt anderer Europäer im Kolonialgefüge ein. Andere Verfasser wiederum berichteten davon, wie ihre karibischen Krankheitserfahrungen zu ganz konkreten Gemeinschaftserlebnissen in der Kolonie führten, die außerhalb des Kontextes von Schwäche und Pflegebedürftigkeit wahrscheinlich nicht zustande gekommen wären. All diese Beschreibungen bauten auf der Annahme einer allseits bekannten, grundlegenden Gesundheitsproblematik europäischer Körper in den Tropen auf. Die im 18. Jahrhundert von Europa ausgehenden oder fortgeführten Kolonialisierungsunternehmungen fokussierten sich häufig auf Regionen, die von Zeitgenossen als entschieden ungesund wahrgenommen wurden, etwa Indien, Batavia und die Westindischen Inseln.¹⁷ Am 11. August 1778 schrieb der Soldat Bouvier, genannt Belisle – unterstützt durch einen schreibfähigeren Kameraden, dem er seinen Brief diktierte – aus Martinique an seinen Vater: »Das Land ist ganz verlassen, umgeben von Bergen und von Felsen, die die Luft ersticken, und die schlechte Ausdünstungen abgeben, viele Erdbeben, was viele von meinen Kameraden krank macht.«¹⁸

Die Bedeutung von Umweltbedingungen für die körperliche Gesundheit rückte im späten 17. und dann im 18. Jahrhundert in den Fokus europäischer Medikalkulturen. Im Zentrum stand die hippokratische Abhandlung »Über Luft-, Wasser-, und Ortsverhältnisse«, deren antike Warnungen vor den unheilvollen Auswirkungen »schlechter« Luft und eines »schlechten« Klimas laut Stéphanie Tésio besonders im französischen Raum schnell medizinische Konzepte aller Art dominierten.¹⁹ Laut Hippokrates und seinen über zweitausend Jahre jüngeren Anhängern besaß jeder geografische Raum seine eigene, ganz spezifische Luft, sein eigenes Wasser und sonstige Gegebenheiten,²⁰ die bestimmte Krankheiten und körperliche Leiden begünstigten. In zeitgenössischer Perspektive bedeutete das, dass selbst innerhalb einer relativ kleinen Fläche, etwa der Karibikinsel Martinique mit ihren knapp 1.130 Quadratkilometern, diverse unterschiedliche Lüfte, Gewässer und Ortsbeschaffenheiten existierten. Als M. Laplace 1778

17 Zur Karibik siehe bspw. Emily Senior, *The Colonial Picturesque and the Medical Utility of Landscape Aesthetics*, in: *Journal for Eighteenth-Century Studies* 36 (2013) 4, S. 505–517. Batavia: Hans Pols, *Notes from Batavia, the Europeans' Graveyard: The Nineteenth-Century Debate on Acclimatization in the Dutch East Indies*, in: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 67 (2012) 1, S. 120–148.

18 »Le pays est fort désert, entourrés de montagnes et de Rochers qui étouffent l'air, et qui donne mauvaise ixalaisons, et beaucoup de tremblement de terre, qui rend malade beaucoup de mes camarades«, Bouvier dit Belisle, Fort Royal, Martinique, an seinen Vater in Frankreich, 11.8.1778, HCA 30/286.

19 Stéphanie Tésio, *Climat et médecine à Québec au milieu du 18ème siècle*, in: *Scientia Canadensis: Canadian Journal of the History of Science, Technology and Medicine* 31 (2008) 1/2, S. 155–165, hier S. 157.

20 Micheline Louis-Courvoisier/Sévérine Pilloud, *The Intimate Experience of the Body in the Eighteenth Century: Between Interiority and Exteriority*, in: *Medical History* 47 (2003) 4, S. 457.

seine eigene Plantage auf Martinique erwarb, berichtete er stolz seiner Mutter, der Kauf sei »besonders gut, da die Luft vom Besten ist & die Lage unter den besten«. ²¹

Die hier vorgestellten Briefe zeigen für Frankreich im 18. Jahrhundert, dass auch laienmedizinische Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit von hippokratischen Konzepten durchzogen waren, auch wenn diese oft mit Elementen anderer medizinischer Schulen und Traditionen verschmolzen und sich häufig mehr auf die generellen Auswirkungen der Luft auf den Körper konzentrierten, anstatt bestimmte, umweltbedingte Krankheitsbilder zu identifizieren. Anders als hippokratisch orientierte »Umwelt-Mediziner« ²² differenzierten Laien-BriefschreiberInnen zudem kaum oder gar nicht zwischen »Luft« und »Klima«. Das gefährliche Klima und die schlechte Luft der Karibik waren beständige Themen in Briefen aus und nach Europa, und diejenigen, die es am eigenen Leib erfuhren, waren überzeugt, dass beides jenseits aller Vorstellungskraft lag. In seinem 1761 veröffentlichten Reisebericht *Voyage à la Martinique* erklärte Jean-Baptiste Thibaut de Chanvalon en detail, wie die karibische Hitze sich von jeder in Europa spürbaren Hitze unterschied:

15

»Die Klimata Europas können keine Vorstellung der Temperaturen in Amerika²³ vermitteln. Wenn man bisweilen in Frankreich & in anderen Ländern der moderaten Zone, heftige Hitze verspürt, ist sie doch nicht beständig. [...] Dies sind die Auswirkungen der kontinuierlichen Hitze, die man sich nicht vorstellen kann, wenn man sie nicht erfahren hat. Jede Gewohnheit des Körpers wird von ihr verändert, sogar die Fähigkeiten des Geistes, wenn man es zu sagen wagt, werden von ihr übermannt. [...] Die Kräfte erschöpfen sich in diesen heißen Regionen [...]; nichts stellt sie wieder her [...] & bald darauf stellen sich die Entzündungskrankheiten ein, die unseren Inseln so gemein sind.«²⁴

In der Zerstörung des körperlichen Gleichgewichts, die Chanvalon beschreibt, lag in galenischer Tradition eine existenzielle Bedrohung der Gesundheit, die zwar durchaus äußerlich beeinflusst sein konnte, letztendlich aber von der inneren, momentanen Verfasstheit des In-

21 »L'acquisition est très bonne d'autant plus que l'air ait des plus bons & l'Endroit des mieux situés.« Laplace, Martinique, an Mme Laplace, Bayonne, 24.6.1778, HCA 30/286.

22 Wendy D. Churchill, Bodily Differences? Gender, Race, and Class in Hans Sloane's Jamaican Practice, 1687–1688, in: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 60 (2005) 4, S. 391–444, hier S. 397.

23 Im zeitgenössischen französischen Sprachgebrauch wurden die karibischen Inseln oft als »Amérique« bezeichnet, Kreolen wurden in Briefen als »L'Américain« adressiert.

24 Jean Baptiste Thibault de Chanvalon, *Voyage à la Martinique contenant diverses Observations sur la Physique, l'Histoire Naturelle, l'Agriculture, les Moeurs, & les Usages de cette Isle, faites en 1751, & dans les années suivantes*, Paris 1761, S. 75. »Les climats de l'Europe ne peuvent pas donner une idée de la température de l'Amérique. Si l'on éprouve quelquefois en France, & dans les autres pays situés sous la zone tempérée des chaleurs violentes, elles ne sont pas continues. A une journée accablante succède souvent une nuit fraîche, ou une journée tempérée. Un orage suffit pour interrompre le cours d'une chaleur insupportable: mais à l'Amérique elle est presque toujours la même sans interruption. Ce sont les effets de cette continuité de chaleur qu'on ne sauroit se représenter, quand on ne l'a pas éprouvée. Toute l'habitude du corps en est altérée, les facultés même de l'esprit, si on ose le dire, en sont accablées. [...] Les forces s'épuisent dans ces contrées brûlantes par des sueurs ou des transpirations violentes & continues; rien ne les répare. Le sang se dépouille & s'appauvrit insensiblement, l'équilibre est rompu, les solides perdent leur ton [...] & bientôt après les maladies inflammatoires si communes dans nos Isles.«

dividualkörpers abhing.²⁵ Im Laufe des »Revivals« hippokratischer Umweltmedizin im 17. und 18. Jahrhundert verlagerte sich die Ursache dieser Bedrohung auf naturräumliche Einflüsse. Mit Blick auf diese Veränderungen medizinischer Doktrin zeigt Wendy D. Churchill, wie Umwelteinflüsse bei der Erklärung von vermehrt auftretenden Krankheitsbildern mehr und mehr in den Fokus rückten. Epidemische Krankheitsmuster innerhalb von Bevölkerungsgruppen, die in einer spezifischen geografischen Gegend lebten oder mit den gleichen jahreszeitlichen und klimatischen Bedingungen konfrontiert waren, wurden zunehmend aus umweltmedizinischer Perspektive interpretiert. Zwar blieben Krankheitsverläufe nach wie vor höchst variabel. Die Rolle des individuellen Körpers jedoch trat gegenüber der eines »Gemeinschaftskörpers«, der auf eine kollektive Belastung reagierte, in den Hintergrund.²⁶ Churchill bezieht sich hier auf akademische Diskurse. Dennoch gilt die Beobachtung auch für laienmedizinische Behandlungen, wie sie in den »karibischen Briefen« enthalten sind: Hippokratisch bzw. »umweltmedizinisch« beeinflusste Medikalkonzepte erlaubten eine Verschiebung des Fokus vom Individuum auf eine Gemeinschaft ähnlicher Körper, die vor ähnlichen Gefahren standen. Selbstverständlich spielte die individuelle Verfasstheit dennoch eine tragende Rolle: Am 26. Juli 1776 informierte ein junger Mann namens Lapallé, zu diesem Zeitpunkt wohnhaft auf Martinique, seine Schwester in der Normandie darüber, dass er mittlerweile in der Lage sei, »mit etwas mehr Geduld die Schmerzen und die Tortur zu ertragen, die ich in diesem verfluchten Land erleide. Was für ein Klima, Großer Gott, es geht an die Grenzen des stärksten, robustesten Temperaments«. ²⁷ Das Konzept des individuellen »Temperaments«, das lange Zeit eher humoralpathologisch²⁸ als durch das spezifische Gleichgewicht der Säfte im Körper bestimmt verstanden worden war, wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend bedeutungsvariabel, besonders in medizinischen Fachdiskursen, wo es bisweilen völlig von der Humoralpathologie entkoppelt und z. B. mit den Fasern²⁹ des menschlichen Körpers in Verbindung gebracht wurde.³⁰ Für die hier im Mittelpunkt stehenden Briefschreiber ist davon auszugehen, dass ihr Verständnis des eigenen Temperaments mehr auf körperempfindungsbasierter Selbstdiagnose beruhte als auf fachkompetenten Analysen ihrer körperlichen Zusammensetzung. Wenn sie sich unwohl oder schwach fühlten, entsprach ihre Umgebung oder ihre Lebensführung also nicht ihrem Temperament. Viele Briefschreiber interpretierten

25 Siehe etwa (Auswahl): Michael Stolberg, *Homo Patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit*, Köln/Wien/Weimar 2003, hier u. a. S. 38, 116ff.; Mary Lindemann, *Medicine and Society in Early Modern Europe*, 2. Aufl., Cambridge u. a. 2010, S. 26; Churchill, *Bodily Differences*, hier S. 392–398; James C. Riley, *The Eighteenth-Century Campaign to Avoid Disease*, London 1987; Lisa Wynne Smith, *The Body Embarrassed? Rethinking the Leaky Male Body in Eighteenth-Century England and France*, in: *Gender & History* 23 (2010) 1, S. 26–46; Ulinka Rublack, *Fluxes: The Early Modern Body and the Emotions*, in: *History Workshop Journal* (2002) 53, S. 1–16.

26 Churchill, *Bodily Differences*, S. 397f.

27 »supporter avec un peu plus de patience les peines et les tourments que j'endure dans ce maudit pays, quel climat grand dieu il vient à bout du temperament le plus fort, et le plus robuste, j'ai bien ceu pendant quelques temps que j'y succomberois, mais cependant je crois être hors d'affaires.« Lapallé an Demoiselle Lapallé, Argentan, 26.7.1778, HCA 30/287.

28 Humoralpathologie – Lehre der Körpersäfte, deren Zusammensetzung Gesundheit oder Krankheit begünstigt bzw. hervorruft.

29 Fasern meint die Fasern des Körpers, frühneuzeitlich verstanden als die materielle Grundlage der Zusammensetzung eines jeden lebenden Organismus – »the basic component of animal and plant life«. Hisao Ishizuka, *Fiber, Medicine, and Culture in the British Enlightenment*, Kawasaki 2016, S. XIV.

30 Siehe etwa ebd., S. 48f.

ihre Schwierigkeiten, sich körperlich mit der Karibik zu arrangieren, folglich als Inkompatibilität ihres Temperaments mit der Umgebung. Doch wie die folgenden Beispiele zeigen, konnten europäische Körper zugleich aufgrund ihrer individuellen körperlichen Verfasstheit erkranken und in kollektiven Kategorien gedacht und verhandelt werden. Doch wie erging es dem kollektiv verfassten, aber individuell erkrankten Menschen, wenn er sich in den scheinbar so ignoranten und unfreundlichen Kolonien befand?

Gemeinsame Krankheitsbewältigung

1793 schrieb ein junger Soldat namens Vaunier aus dem revolutionsgeschüttelten³¹ Saint Domingue an seine Mutter. Unter anderem berichtete er ihr von seinen Krankheitserlebnissen als Teil einer ganzen Reihe von Erkrankungen innerhalb der Armee:

»Ich will Ihnen erzählen, dass am Cap noch nichts entschieden ist, wir erwarten jeden Tag Truppen, da ein Teil derer, die dort waren, von den Krankheiten des Landes zerstört wurden, und wir ungefähr ein Dutzend Männer in den Angriffen verloren haben. Doch wir verlieren viel mehr [Männer] durch die Krankheiten des Landes und werden noch mehr verlieren, die Nummer ist schon auf mehr als Einhundert gestiegen. Wir sind vier weitere, die [die Erkrankung] gehabt haben, [die anderen drei] sind Blavoyer, Barthelemy und Robert. Es geht uns allen gegenwärtig recht gut.«

Zunächst erscheint es, als stelle Vaunier eine gemeinschaftliche Krankheitserfahrung dar. Doch in der Folge des Briefes zeigt sich, dass er seine Krankheit gar nicht im Beisein seiner Kameraden durchlebt hatte, es lässt sich nicht einmal sagen, ob er und seine drei Kameraden überhaupt zeitgleich erkrankt waren. Dennoch entschied Vaunier, seine eigene Krankheits- und Überlebenserfahrung als eine gemeinschaftliche zu beschreiben. Dabei zeigt der weitere Verlauf seines Briefes sogar eine andere Form der deutlich konkreteren Vergemeinschaftung, die allem Anschein nach zum kolonialen Alltag gehörte: Die Bildung kleiner häuslicher Gemeinschaften zur Pflege und Rekonvaleszenz von Erkrankten.³²

»Ich hatte das Glück, es zu überleben«, schrieb Vaunier weiterhin, »ich bin bei einem guten Bürger untergebracht, der mir gegenüber so aufmerksam war wie zu einem seiner Kinder. Das Ende meiner Krankheit war die Galle, und man sagt, das sei, was mich gerettet hat.«³³ Vaunier

31 1791 hatten Sklaven sowie Mitglieder der freien schwarzen und *of-colour*-Bevölkerung begonnen, gegen die Herrschaft der weißen Pflanzereliten zu rebellieren. Auf der Insel herrschte praktisch Bürgerkrieg. Die französische Krone schickte Truppen, zu denen Vaunier gehört haben muss. Zur Revolution von Saint Domingue siehe unter anderem den zeitlosen Klassiker: C.L.R. James, *The Black Jacobins. Toussaint Louverture and the San Domingo Revolution*, New York 1938, sowie Laurent Dubois, *Avengers of the New World. The Story of the Haitian Revolution*, Cambridge, MA 2004.

32 Gefasst als »Communities of Care« in Raapke, *The Realm Beyond the Line*.

33 »Je vous dirai qu'au cap il ny à encore Rien de terminé on y attend tous les jours des troupes. Car une partie de Celles qui y etoient sont détruites par les maladies du pays, nous avons perdu aux environs de douze hommes aux attaques. Mais nous en perdons et perdront beaucoup plus par les maladies du pays le nombre monte déjà à plus d'un Cens. Nous sommes encore quatre qui l'ont eue, qui sont Blavoyer, Barthelemy et Robert. Nous nous portons tous assez bien à présent. J'ai eu le bonheur de m'en retirer je suis logé chez un bon bourgeois qui a eu des attentions pour moy comme pour un de ses enfans. La fin de ma maladie a été la Galle et l'on prétend que c'est ce qui ma sauvé«, Vaunier, *Les Cayes, an seine Mutter in Frankreich*, 12.1.1793, HCA 30/395.

war offenbar für die Dauer seiner Krankheit nicht im Hospital gewesen, sondern hatte private Pflege genossen. Ein Kolonialbewohner hatte ihn aufgenommen und sich (anscheinend aufopferungsvoll) um ihn gekümmert, bis er wieder genesen war. Diese Miniatur-Gemeinschaftsbildung mag als Einzelfall zu unbedeutend erscheinen, um von »Vergemeinschaftung« zu sprechen. Aber derartige Situationen kamen augenscheinlich so häufig und quer durch die französischen Kolonien vor, dass sie durchaus unter dem Gesichtspunkt kolonialer Gemeinschaftsbildung oder Vergemeinschaftung betrachtet werden können, wie im Folgenden gezeigt wird.

Ein junger Mann namens Groignard etwa schrieb im März 1793 aus Pointe-à-Pitre in Guadeloupe an seine »liebe Mutter«, um ihr

»die traurige Situation anzuzeigen, zu der mich ein heftiges Fieber verurteilt hat, welches mich seit einem Monat attackiert, so grausam, dass es mir das Bewusstsein und den Atem geraubt hatte, und so wähnte ich mich am Ende meiner Existenz, als ein Bewohner dieser Stadt, ein Mann des Geistes, mich eigenständig aus dem Zustand errettete, in den ich gezwungen worden war, und mich in einen Zustand versetzt hat, in dem ich mich gegenwärtig guter Gesundheit erfreue, auch wenn ich noch nicht über die gleiche Kraft verfüge, mit der ich vor meiner Krankheit ausgestattet war, ich hoffe immer noch, dass diese so bald wie möglich zurückkehren wird.«³⁴

Für Groignard bedeutete der Einsatz des Kolonialbewohners den Unterschied zwischen Leben und Tod – und so, wie die Episode erzählt ist, entsteht der Eindruck, als wären die beiden nicht miteinander bekannt gewesen. Dies wiederum lässt Spekulationen darüber zu, wie der »Mann des Geistes« überhaupt in die Situation involviert wurde: Hatte es in Pointe-à-Pitre Austausch über den Zustand des jungen Franzosen gegeben? Hatte eine andere mit Groignard bekannte Person den Mann aufgesucht?

In jedem Fall weist Groignards Krankheitserzählung darauf hin, dass die Kolonien für den Krankheitsfall Gemeinschaft und Zusammenhalt kannten, und sie zeigt auch, wie notwendig diese sozialen »Notfallnetze« waren. Für jene Kranken, für die sich kein solches Netz aufat, oder die aus welchen Gründen auch immer ihre jeweilige Gemeinschaft verlassen mussten, bevor sie ganz genesen waren, mutierte der Alltag zur harten Probe. Dies erfuhr ein Mann namens Délibéré im Frühjahr 1793 auf Saint Domingue, als die Verwandten, bei denen er eine Erkrankung auskurierte, aufgrund der andauernden Revolutionskämpfe die Kolonie verließen. »Als mein Bruder und meine Schwägerin abreisten, erholte ich mich noch von einer sehr schweren Krankheit«, schrieb Délibéré im Mai 1793 an seine Frau,

»doch diese Erholung dauerte nicht lang. Ich lebte [...] etwa drei lieues von Les Cayes entfernt auf einer Zuckerplantage, wo ich nur zwei Monate lang blieb; heiße Fieber und ein entsetzlicher ténesme³⁵ haben mich gezwungen, aufzugeben und mich nach Les Cayes

34 »Ma cher mere celle cy est pour vous marquer la triste situation ou je viens de me trouver reduit par une fièvre violente qui ma accablé depuis un mois, sy cruellement quelle mavoit oté la connaissance et la respiration je croyais alors etre a la fin de ma vie et de mon existence lorsqu'un habitant de cette ville homme desprit ma souverainement tire de létat ou jetais reduit et ma mis dans un état ou je jouis actuellement d'une bonne santé quoique je ne jouisse pas des memes forces dont jetais munny auparavant de ma maladie, jespere néanmoins que ça reviendra au plutôt«, Groignard, Pointe à Pitre, Guadeloupe, an seine Mutter in Granville, 13.3.1793, HCA 30/396.

35 Tenesmus, Stuhlzwang, schmerzhafter Drang zur Darmentleerung trotz eines leeren Darms, der oft mit Entzündungen oder parasitenbasierten Durchfallerkrankungen einhergeht. Während z. B.

zurückzuziehen; da ich keinerlei Vermögen hatte, von dem ich leben konnte, war ich gezwungen, trotz meines tenesme in der plaine für meinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Seit nunmehr zwei Monaten bin ich bei besserer Gesundheit.»³⁶

Nachdem seine Familie Saint Domingue verlassen hatte, war M. Délibéré auf sich allein gestellt und so gezwungen, trotz seiner höchst unangenehmen und schwächenden Erkrankungen körperlich zu arbeiten. Fieber und Durchfall waren die wohl verbreitetsten Krankheiten, die Europäer in der Karibik plagten, und in großer Hitze zu arbeiten, anstatt sich auszuruhen, war im Sinne zeitgenössischer Medikalkultur der beste und sicherste Weg, um den Körper noch mehr zu schwächen. Das galt umso mehr, weil schwere Arbeit in den Tropen ohnehin als gesundheitsschädlich für Europäer galt, was im Übrigen eines der wichtigsten Argumente für die Zwangsimportierung versklavter Arbeitskräfte aus Afrika war, ein Kernargument zur Legitimation der Sklaverei. »Du weißt, mein lieber Freund, wie gefährlich es ist, in dem Land, in dem Du Dich aufhältst, dauerhafte und anstrengende Arbeit zu verrichten«, schrieb M. Nogué aus Bayonne im August 1774 an seinen Freund Lavignolle in Saint Domingue, »also wende bitte ein wenig Mäßigung bei Deiner Geschäftigkeit an, und versuche, Dich zu schonen.«³⁷ Obwohl M. Délibéré keine Möglichkeit hatte, sich zu schonen, schaffte er es schließlich, Fieber und Durchfall zu überwinden und sich den Geschäften zu widmen, die ihn in die Kolonie gerufen hatten. Doch trotz dieses positiven Ausgangs zeigt sein Beispiel, wie sehr der Schutz der Gesundheit des Einzelnen von der Unterstützung anderer abhängen konnte.

Délibéré kostete die Abreise seiner Bezugspersonen Leid und Zeit, und doch konnte er sich im Vergleich zu seinen Leidens- und Zeitgenossen nicht beschweren. Im Januar 1793 schrieb ein M. Boisgérard aus Les Cayes an Mme Deridon in Bordeaux, um sie über den Tod ihres Schwagers in Kenntnis zu setzen.

»Ihr Schwager [...] ist nicht mehr. Ein Fluss in der Brust hat ihn auf seiner Plantage überrascht. Da er die wichtigsten Dinge vermisste, welche man sich nicht beschafft aus Angst vor einer neuen Rebellion, und vor allem ohne die kostbaren Hände an seiner Seite, die gewohnt waren, sich um ihn zu kümmern, hat er der Heftigkeit seines Leidens nur acht Tage lang widerstehen können.«³⁸

der auf der Karibikinsel praktizierende britische Arzt Robert Thomas »Tenesmus« gemäß der obigen Erklärung versteht, deutet die Verwendung in den Briefen jedoch darauf hin, dass medizinische Laien »Tenesmus« auch als Bezeichnung für die Durchfallerkrankung selbst benutzten. Siehe Thomas, Medical Advice, S. 134.

- 36 »Lors du depart de mon frere et de ma belle soeur jetais convalessant d'une assez forte maladie, mais cette convalescence n'a pas été longue. J'ai été demeurer aux flamaus, a 3 lieux des Cayes sur une Sucrierie, ou je n'y air resté que deux mois, des fievres chaudes et un affreux tenesme qui m'ont duré sept mois sans interruption, m'ont forcé d'abandoner et de me retirer aux Cayes, n'ayant point de fortune pour vivre, j'ai été obligé de travailler dans la plaine malgré mon tenesme pour gagner ma vie. Maintenant il y a deux mois que je me porte mieux.« Délibéré, Les Cayes, Saint Domingue, an seine Frau in Bercy, 10.5.1793, HCA 30/381; *plaine*: »Ebene«, im bergigen Saint Domingue waren die *plaines* wichtige Anbaugelände für Zucker, der flachen Boden bevorzugt.
- 37 »vous savés mon cher ami, combien il est dangereux dans le pays que vous habitez, de faire un travail forcé et continuel, ainsi de grace apporté un peu de moderation dans vos occupations, et tachés de vous conserver«, Nogué, Bayonne, an Lavignolle, Saint Domingue, 6.8.1774, HCA 30/285.
- 38 »Votre beau frère [...] n'est plus. Une fluxion de poitrine, l'a surpris sur son habitation. Manquant des choses les plus necessaires que l'on ne se procure point dans la crainte de quelque nouvelle

Der Brief deutet weiterhin an, dass Mme Deridon – ähnlich wie die Verwandten M. Délibérés – vor den Revolutionskämpfen aus der Kolonie geflohen war. Es wird nicht geklärt, ob die »kostbaren Hände« Mme Deridon selbst oder ihrer Schwester gehörten (welche die Ehefrau des Schwagers gewesen wäre), und ob die Schwester eventuell gemeinsam mit ihr nach Frankreich gereist war. In jedem Fall präsentierte Boisgérard das Fehlen von Familie und vertrauter Pflege als eine unmittelbare Ursache für den Tod des Schwagers. Gleichwohl erhob der Brief keinen Vorwurf der Vernachlässigung, sondern machte im Gegenteil deutlich, dass allein die Revolution der Sklaven verantwortlich war für die Situation. Dies gilt insbesondere, als mit den »Dingen«, die der Kranke aus Angst vor einem weiteren Aufstand nicht anzuschaffen wagte, durchaus Sklaven gemeint sein können. Allerdings betont Boisgérard, dass die vertrauten Hände einer weiblichen Verwandten im Hinblick auf zu erteilende Wohltat und Heilung kaum zu ersetzen wären (was ihn in den Verdacht schamloser Schmeichelei rückt).

Auch wenn Délibéré und Boisgérard sich hier auf das Fehlen von Verwandten beziehen und ihre Aussagen somit unter dem Gesichtspunkt der Vergemeinschaftung nur bedingt nutzbar sind, unterstreichen ihre Briefe, ebenso wie der des Fieberpatienten Groignard, die Notwendigkeit von sozialen Netzwerken in der Kolonie, auf die man im Krankheitsfall zurückgreifen konnte. Patienten, denen ein solches Netzwerk fehlte, mussten entweder auf bezahlte oder versklavte Pflege zurückgreifen. Beides war sehr teuer und wurde in Zeiten der Rebellion und des Krieges gegen Sklaven, wie in den frühen Jahren der Revolution von Saint Domingue, auch als gefährlich betrachtet. Wem es an Geld und/oder Nerven fehlte, der war auf sich allein gestellt und musste wie Délibéré arbeiten oder sich verschulden.

Wer jedoch über Kontakte in der Kolonie verfügte, konnte auch in Ermangelung von Verwandten auf Unterstützung und Pflege im Krankheitsfall hoffen. Der Briefbestand weist auf ein System, oder auch informelle Strukturen der Pflege zwischen Europäern beziehungsweise Europäern und Kreolen hin. Zahlreiche Briefe informierten die Adressaten darüber, dass die Verfasser einige Wochen oder Monate auf Plantagen mit gesunder Luft verbracht hatten, um in der Obhut der Besitzer ihre Erkrankungen auszukurieren. Der Kadett De Taillefer schrieb im August 1778 aus Martinique an seinen Vater und berichtete, dass auch er mit einem schlimmen ténisme zu kämpfen gehabt hatte:

»Ich hatte Ihnen berichtet, dass es recht gut um meine Gesundheit stand, seitdem hatte ich den ténisme, es ist eine grausame Krankheit, die eine große Zahl an Leuten dahinmetzelt, wenn man sich nicht beeilt, sie zu bekämpfen; ich war auf einer Plantage, wo allein die Gesundheit der Luft mir eine schnelle Erholung gebracht hat; dieser habitant ist ein Landsmann von M. De Labrousse der mich mit Freundlichkeit überschüttet hat; da ich ihm gerne meine Dankbarkeit bezeugen würde, bitte ich Dich, mir zwei Fässchen des besten Weißweins zu senden, die Du finden kannst, damit ich ihm ein Geschenk machen kann.«³⁹

insurrection, n'ayant point surtout auprès de lui les mains précieuses habitués a le soigner, il n'a résisté que huit jours a la violence de son mal«, Boisgérard, Les Cayes, Saint Domingue, an Mme Deridon, Bordeaux, 17.1.1793, HCA 30/395.

39 »Je vous marquais que je me portais assez bien, j'ai eu depuis le ténisme c'est une cruelle maladie, qui moissonne bien des victimes, si l'on ne s'empresse d'y remédier j'ai été sur une habitation où la salubrité de l'air seul m'a procuré un prompt rétablissement, cet habitant est un païs à m'r de Labrousse, qui m'a comblé de bontés, comme je désirerois lui en témoigner ma gratitude, je vous prie de m'envoyer deux barriques de vin blanc du mieux que vous pourrés trouver, pour lui en faire présent.« De Taillefer, Fort Royal, Martinique, an seinen Vater in Grateloup in der Nähe von Bergerac, Frankreich, 1.8.1778, HCA 30/287.

De Taillefers Brief ist ein guter Indikator dafür, wie das »Pflegesystem« funktioniert haben könnte. Es war vermutlich die geteilte Bekanntschaft mit M. De Labrousse, welche die Tür des Plantagenbesitzers für De Taillefer öffnete. Geschenke, wie der hier bestellte Weißwein, mögen Pfleger relativ unmittelbar für ihre Mühen und Kosten entschädigt haben. Wahrscheinlich profitierten sie auf längere Sicht auch von in der Betreuung geknüpften Banden der Dankbarkeit und Verpflichtung. Einige KolonialbewohnerInnen scheinen ihre Häuser regelmäßig für Kranke mit Rekonvaleszenzbedarf geöffnet zu haben. Aus dem Brief, den der napoleonische Offizier Lelong im April 1803 aus Martinique an seine Eltern in Versailles schrieb, geht hervor, dass er im Winter 1802 geradezu präventive Pflegearrangements getroffen hatte für den Fall, dass er der zu diesem Zeitpunkt grassierenden Gelbfieberepidemie zum Opfer fallen sollte.

21

»Zunächst, sobald ich mich von den Kopf- und Rückenschmerzen attackiert fühlte, sichere Symptome des Gelbfiebers, ließ ich mich an Land zu Madame Saurel bringen (diese Dame ist die Ehefrau des Garde-Magazin der Marine in Nantes, mit dem ich seit 5 Jahren in Freundschaft verbunden bin), die mir mit der größtmöglichen Offenheit angeboten hatte, mich bei sich zu behandeln in dem Fall, dass ich erkranken sollte.«⁴⁰

So begab sich Lelong also in die Obhut von Mme Saurel, die unverzüglich einen Arzt kommen ließ und ihn mehrere Wochen lang intensiv betreute und in seinem Brief immer wieder als schockierte oder teilnehmende Randfigur die Schrecken der Krankheit unterstreicht.

Die hier vorgestellten Beispiele zeigen Fälle, in denen ein einzelner Erkrankter die Unterstützung und Solidarität Nichterkrankter in Anspruch nahm, Erkrankte und Nichterkrankte bildeten temporäre Gemeinschaften. In den folgenden Beispielen dreht sich die Perspektive: Ein einzelner Nichterkrankter berichtete gleichsam aus der Mitte einer großen Krankheits- und Verheerungsgemeinschaft.

Einsam unter Gemeinsamen?

Ein anonymes, auf Martinique stationierter Offizier schrieb am 9. August 1778 an seinen Freund Kyné: »es ist ein verfluchter Ort, wo man beständig Gefahr läuft, krank zu werden, bis dato habe ich standgehalten, aber die häufigen Beispiele, die wir vor Augen haben, lassen uns zittern.«⁴¹ Der Offizier beschrieb die trügerische Natur der tropischen Krankheiten, die sich geradezu in den Körper einschlichen und erst spür- und sichtbar wurden, wenn es bereits zu spät war:

»Wir haben am zweiten dieses Monats auch einen Kapitän dieses Regiments bestattet, auf der Parade am 29. Juli hielten wir ihn für denjenigen unter uns allen, um dessen Gesund-

40 »D'abord, aussitôt que je me suis senti attaqué du mal de tête et de reins symptômes certains de la fièvre jaune, je me suis fait descendre à terre chez madame Saurel (cette dame est l'Épouse du Garde Magasin de la marine à Nantes avec lequel j'ai été lié d'amitié pendant 5 ans) qui m'avait offert avec toute la franchise possible de me traiter chez elle, dans le cas où je tomberai malade.« Lelong, Fort Royal, Martinique, an seine Eltern in Versailles, 2. Floréal des Jahres 11 der Republik oder 23.4.1803, HCA 32/995.

41 »sait un fichu endroy ou lon aist toujours dan Les [danger] de tomber malade jusqua prison Jai tenue bon mais les exemples fréquans que nous avons sou les yeus fonts trambler.« Anonymer Offizier, Fort Royal, Martinique, an Kyné, Frankreich, 9.8.1778, HCA 30/286.

heit es am besten bestellt und der auch der Kräftigste war, und eine Stunde später wurde er ins Hospital getragen, wo er am vierten Tag gestorben ist, wie Du siehst, lässt es [das Fieber] sie nicht lange leiden; er hatte ein Gelbfieber, was in etwa die selbe Krankheit ist, die ich vor achtzehn Monaten hatte.«⁴²

Mit diesem kurzen Verweis auf seine eigene Krankheitsgeschichte schrieb der Verfasser sich als einziger Überlebender in einer Reihe fataler Krankheitsfälle ein, denn er fuhr direkt fort:

22

»[Er ist] der Bruder von Virvence, aus dem Régiment de Guiane, der Ihnen vielleicht bekannt ist, er ist der Fünfte, den wir in diesem Land verlieren; zwei davon seit ich hier bin, zwei vor unserer Ankunft und den fünften, der in Saint Domingue umgekommen ist; dieser letzte Tote hätte akklimatisiert sein müssen, da er mit unserem ersten Bataillon gekommen ist, aber ich denke, dies bedeutet keinen großen Unterschied hier, denn wir haben mehrere aus dem Régiment de la Martinique beerdigt; unter ihnen zwei Kreolen, jung und von guter Konstitution, die beide auch nicht länger ausgehalten haben, es ist so, dass dies ein f... [sic] Land ist, ich wiederhole es.«⁴³

Hier scheint es, als hinterfrage der Offizier für die Karibik gleich zwei unterschiedliche Thesen zeitgenössischer Medizinlehren. Er zweifelte nicht nur an, dass man sich in der Karibik akklimatisieren konnte. Auch das Konzept, dass Körper mit den Regionen korrespondierten, in die sie hineingeboren wurden, wurde entkräftet, indem er das Beispiel der beiden Kreolen anführte. Hier muss besonders auf die Formulierung »die beide auch nicht länger ausgehalten haben« verwiesen werden. Ein Großteil der besser gestellten weißen Familien in den französischen Karibikkolonien schickte ihre Kinder – vor allem ihre Söhne – zur Erziehung und Ausbildung nach Frankreich, viele kehrten erst als junge Erwachsene zurück. Die Wortwahl ergibt nur Sinn, wenn die beiden jungen Kreolen gemeinsam mit dem Rest des Regiments aus Frankreich gekommen und somit ebenfalls ganz neu mit der Karibik konfrontiert worden waren. Diese wiederum, als »f...Land«, verweigerte ihnen den Vorteil, den sie eigentlich ihrer Geburt halber hätten haben müssen.

Der Offizier nannte hier drei ganz spezifische körperliche Verfassungen: Den besonders kräftigen Regimentskapitän, den Verstorbenen aus Saint Domingue, der eigentlich hätte akklimatisiert sein müssen, und die Kreolen, für die ein zeitgenössischer Leser mit einer von Geburt an der Karibik angepassten Körperversfassung gerechnet hätte (die sich allerdings in den selben Logiken möglicherweise zu sehr in Frankreich akklimatisiert hatten, wodurch

42 »nous avons encor antarré Le deus de se mois un Capitaine du régiment, il me suivoit immédiatement, nou Le [jugions] a la parade le 29 Juillet pour aistre seluy de nous touces qui se portait le mieu saroit bien auci le plus vigoureux et une heur aprais il fut porté a lhospitale ou il est mor le quatrieme jour. ils ne les font point Languier comme vos voyais il avoit une fievre jaune, sait a peu prais la maladie que jay eu il y a dix huit mois«, anonymes Offizier, Fort Royal, Martinique, an Kyné, Frankreich, 9.8.1778, HCA 30/286.

43 »sait le fraire de virvence du regiment de guienne, que peutaitre vous connoissay sait le sinquieme que nous perdons dan se peis ci; deus depuis que j'y suis, deus avant notre arrivé et le sinquieme qui a été tué a St Domingue; se dernié mort auroit due aittre aclimaté car il y est venue avec notre premier bataillon, mais je crois que se ni fait point grand chause car nous en avons antarré plusieurs du régiment de la martinique dont deux créolle jeune et bien constitué qui nont point trainé beaucoup plus long tant; sai que sait un f... [Auslassung wie im Original] peis, je le repaite.« Anonymer Offizier, Martinique, an Kyné, Frankreich, 9.8.1778, HCA 30/286.

dieser Vorteil abhandengekommen sein mochte). In jedem Fall interessierte sich die Karibik nicht für derartige Unterschiede, sondern betraf alle gleichermaßen – nur ihn selbst nicht. Vor der Kulisse einer scheinbar absoluten Vergemeinschaftung, die die Natur der Karibik an den europäischen und europäischstämmigen Körpern vornahm, stand er alleine. Einen ähnlichen Eindruck vermittelte der Soldat Canchon, der ebenfalls 1778 seinen Dienst auf Martinique ableistete. Am 15. August des Jahres schrieb er an seine Frau Marie, genannt Mimi: »Diese Zeit [seiner Rückkehr nach Frankreich] ist noch sehr fern für mich, der nicht länger in diesem verfluchten Land leben kann, wo alle Franzosen dazu verurteilt sind, zu sterben oder schwer zu leiden.«⁴⁴ Canchons Darstellung einer Region, die unterschiedslos alle Franzosen quälte oder mordete, schien ihn selbst allerdings auszunehmen, ähnlich wie den oben zitierten Offizier. Ob nun dahinter die Absicht stand, die Sorgen der AdressatInnen einzudämmen ohne dabei das dramatische Potenzial der Erzählung zu verschenken, ob es hier um das Herausstreichen der eigenen Person, des eigenen Körpers als besonders widerstandsfähig oder als besonders glücklich ging – beide Männer kreierten für ihre Briefe eine Leidensgemeinschaft aller Franzosen, in die sie sich selbst *nicht* einschrieben. Der Offizier stellte sich als einziger Überlebender in einen Kreis verstorbener Kameraden, während Canchon offenbar nicht unter das Sammelurteil fiel, das die Karibik über »alle Franzosen« gefällt hatte.

Fazit

Alle hier vorgestellten Vergemeinschaftungsmomente ereignen sich – logischerweise – sowohl für die forschende Nachwelt, als auch für die ursprünglich vorgesehenen EmpfängerInnen auf einer rein schriftlichen Ebene, sie passierten im Briefftext. Auch wenn die im Brief kreierten Gemeinschaftsmomente »auf wahren Ereignissen beruht« haben sollten – die Krisen, die diese Momente hervorgerufen hatten, konnten zum Zeitpunkt des Briefschreibens durchaus schon Monate zurückliegen. Lelong etwa hatte den Dezember 1802 und Januar 1803 mit Gelbfieber in der Obhut Mme Saurels verbracht, schrieb den vorliegenden Brief an seine Eltern aber Ende April 1803. Allerdings: Dies war nicht der erste Brief, den Lelong zum Thema seiner Erkrankung geschrieben hatte; auch Désinçay erwähnte, dass er schon mehrfach von seiner Krankheit berichtet hatte. Die Briefschreiber waren sich im Klaren darüber, dass ein nicht unerheblicher Teil ihrer Briefe abgefangen wurde, gleichsam ins Leere ging. Dennoch investierten sie immer wieder viel Zeit und Mühe in ihre Krankheitsbeschreibungen – allein in dieser »Wiederholungsversion« füllte Lelong sechs große Briefbögen mit seiner Krankheitserzählung. Dies deutet darauf hin, dass das Einschreiben in eine koloniale »Gemeinschaft der Leidenden« sich in der Tat – wie oben vermutet – auch über die Anerkennung dieses Leidens *in Europa* vollzog und nicht rein in der Kolonie verblieb.

Die hier aufgeführten Beispiele zeigen ganz unterschiedliche Umgänge mit Krankheit und Schwäche als Moment oder auch Angebot zur Vergemeinschaftung in den französischen Karibikkolonien des 18. Jahrhunderts. In dramatischen Darstellungen von Krankheitsverläufen konnten ganz praktische, konkrete Momente kolonialer Gemeinschaftsbildung in der Übernahme von Pflege und Verantwortung im Krankheitsfall deutlich werden. Sich selbst in Brief Erzählungen »krank zu machen«, konnte aber auch eine Möglichkeit sein, eigene oder zugewiesene Erwartungen an die Inkompatibilität des Körpers mit der Karibik zu bedienen

44 »se temps ect an cor bien lon pour moy qui ne peu plus vivre dens se mody peii si ou tou le Frenset sont condaner a mourire ou a bien souffrire«, Canchon, Fort Royal, Martinique, an Marie Canchon, Frankreich, 15.8.1778, HCA 30 /285.

und so die Zugehörigkeit *zu Europa* zu bekräftigen – sowohl auf der emotionalen Ebene, zu Verwandten und Bekannten, als auch kulturell und durchaus auch im Sinne des breiteren kolonialen Überlegenheitspostulats. Hier wiederum stellt sich die Frage nach den Erzählmotivationen der »Ausreißer«, also derjenigen Briefschreiber, die erst einen extensiven Hintergrund kollektiven europäischen Krankseins entwarfen, sich selbst dann aber davon ausnahmen. Ging es hier um Maskulinitätskonzepte, Selbstentwürfe, schlichte Beruhigung der Lieben zuhause?

Europäer wurden krank in den tropischen Kolonien, die sie an sich rissen. Krankheiten und die scheinbare Unmöglichkeit, europäische Körper an die Fremde zu gewöhnen, störten ihre Kolonisierungsbemühungen, trugen dazu bei, dass Besiedlungsprojekte abgebrochen wurden, entschieden mit über den Ausgang von Kriegen, Wirtschaftsunternehmen und Infrastrukturprojekten und lieferten einen der Kern-Legitimationspunkte für die Unterdrückung und Versklavung von südamerikanischen, afrikanischen und asiatischen Menschen. In den Makronarrativen der Kolonialgeschichte ist dies aus vielen Blickwinkeln bearbeitet worden.⁴⁵ Die vorliegenden Briefe jedoch, die nicht in den Führungsetagen der Kolonialverwaltungen oder den Gelehrtenstuben der Aufklärung abgefasst wurden, zeigen einen gewissen Eigensinn gegenüber den Anforderungen der Historiografie, sich in diese Makrolinien einzufügen. Sie zeigen, dass Krankheit und Gefahren für die Gesundheit in der Karibik auch in ganz anderen Kontexten besprochen wurden. Wenn Soldaten oder Kaufmannslehrlinge, Seeleute oder Angestellte, ja selbst Pflanzer in den von mir untersuchten Briefen erkrankten bzw. sich nachträglich oder auch vorsorglich in Briefen nach Hause »krank machten«, wurde dies nur in den wirklich allerseltensten Fällen (wenn überhaupt jemals) mit der Notwendigkeit der Sklaverei, der fundamentalen Andersartigkeit der afrikanischen Körper oder der allem-zum-Trotz-Überlegenheit des europäischen Körpers in Verbindung gebracht. Vielmehr standen konkrete Fragen der medizinischen Behandlung, Arbeits- und Lohnausfall, die Kosten von Medizin, die unfreiwillige Unterbrechung wichtiger Beziehungen und die Angewiesenheit auf fremde Hilfe im Mittelpunkt. Das heißt nicht, dass die Briefschreiber prinzipiell nicht am »Othering« der sie umgebenden Sklaven, freien schwarzen KolonialbewohnerInnen und *people of colour* teilnahmen. »Es gibt nur ganz wenige Weiße, sie werden von *nègres* bedient, die mit Peitschen geführt werden wie Hunde«,⁴⁶ schrieb beispielsweise der Soldat Savary 1778 aus Martinique an seine Mutter. So lässt sich auch nicht sagen, dass die BriefschreiberInnen die Ausbeutung und Unterdrückung nicht mitgetragen hätten, oder dass sie nicht an der Durchsetzung europäischer Kolonialunternehmungen, ob wirtschaftlich oder militärisch, interessiert gewesen wären. All das waren sie, und in anderen Kontexten schrieben sie extensiv über die Ansprüche und Positionsvorstellungen, die sie gegenüber ihren afrikanischen oder afrokaribischen Mitmenschen hegten. Doch gerade beim Aspekt der Krankheit scheinen die hier untersuchten Briefschreiber in der Lage gewesen zu sein, auch ohne explizite Abgrenzung vom »anderen« zusammenzurücken – buchstäblich und auf Papier.

45 Siehe exemplarisch J. R. McNeill, *The Mosquito Empires. Ecology and War in the Greater Caribbean, 1620–1914*, Cambridge 2010.

46 »il y a tres peu de Blancs qui sont servis par des negres qui sont menés a coups de fouet comme des chiens«, Savary, Fort Royal, Martinique, an seine Mutter in Abbéville, 15.8.1778, HCA 30/287.